

Der missionarische Grundzug der Kirche und jedes Christen

Paul M. Zulehner, Wien*

Vorbemerkungen

Für meine Arbeit mit Ihnen setze ich all das voraus, was ich schon vor einem Jahr vor Ihnen gesagt habe; dazu kommt die Fülle an Informationen, Fakten und Reflexionen, die in dem Ihnen in der Einladung überlassenen Arbeitsdokument zugeschickt worden sind. Man fragt sich natürlich, ob es überhaupt richtig war, mich noch einmal reden zu lassen, da ich Ihnen doch schon letztes Jahr meiner Einschätzung nach das meiste von dem schon überlassen habe, was ich zu diesem Thema weiß. Ich habe aber dennoch zugesagt, und zwar aus zwei Gründen:

- Erstens ist inzwischen mein Interview mit K. Rahner zur Theologie der Seelsorge heute erschienen. Es trägt den Titel „Denn Du kommst unserem Tun mit Deiner Gnade zuvor...“, Düsseldorf 1984, Patmos. In diesem Interview ist jener Begriff enthalten, der in meinen heutigen Ausführungen eine wichtige Rolle spielt: nämlich das Wort von der Grundamtlichkeit der Kirche und der verschiedenartigen Partizipation jedes Kirchenmitglieds an ihr.
- Zweitens kann ich heute auf Erfahrungen zurückgreifen, die ich mit Freunden in der Diözese Passau angefangen habe zu sammeln, und die wir als „Grundkurs gemeindlichen Glaubens“ zusammenfassen. Mit diesem Hinweis will ich bereits andeuten, daß es mir heute nicht zuletzt auch darum geht, einen kleinen Schritt von der pastoralen Theorie in Richtung auf Praxis zu gehen.

1. Das pastorale Grundschisma im Alltagsbewußtsein der Kirche

Auch im kirchlichen Alltagsbewußtsein haben Wörter ihren „Ort“; sie sind an Personengruppen gebunden. Die „Reichweite“ von Wörtern ist also begrenzt. Es lohnte sich, dazu einmal eine empirische Studie zu machen (vielleicht hat der Missionsrat Lust, einmal eine solche Studie in Auftrag zu geben). Für unser Thema wäre es nun einmal wichtig zu erforschen, wo folgende zentrale Wörter der Praxis der Kirche angesiedelt sind: Kirche, missionarisch, Bergpredigt, vollkommen sein, Berufung, evangelische Räte, Re-

* Es handelt sich bei diesem Beitrag um ein Referat, das der Verfasser auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 2. Juli 1984 in der Erzabtei St. Ottilien hielt.

chenschaft von unserer Hoffnung geben, verantwortlich sein für die Arbeit der Kirche, in der Person Jesu handeln. Ich behaupte hier (hypothetisch natürlich: denn das müßte ja forschersich erhärtet werden), daß alle diese Wörter im Grund an einem kleinen eingegrenzten Teil der Kirchenmitglieder festgemacht sind, nämlich den, wie das Wort sagt, Ausgelosten, den Klerikern, den Ordensleuten, zu denen sich freilich im Lauf der Geschichte auch immer wieder einige Heilige gesellt haben (die aber auch wiederum mehrheitlich aus dem Klerus oder den Orden stammen). Natürlich kann einer dagegen einwenden, eine solche eingrenzende Zuweisung dieser wichtigen Begriffe kirchlichen Lebens sei durch die Theologie des II. Vatikanischen Konzils im Ansatz überwunden worden. Wir wenigstens hätten gelernt, daß man ihre „Reichweite“ ausdehnen müsse, und dies nicht zuletzt deshalb, weil nur auf diese Weise die Kirche in einer nichtchristlichen Welt ihre ursprüngliche Kraft wiedergewinnen könne. Aber ist auch tatsächlich das geschehen, wovon wir träumen? Wir haben zwar die Absicht, jedes Kirchenmitglied als ein aktives Glied der Kirche zu nennen, von seiner Berufung zu reden, vor allem von seiner Berufung zur Vollkommenheit. Jeden halten wir für missionarisch, verantwortlich für die Tradierung des Glaubens an die nächste Generation, jeder sollte Rechenschaft geben können von der Hoffnung, die in uns ist. Aber wissen das auch die Leute? Wollen sie es? Noch mehr, wollen wir es ehrlichen Herzens oder nur aus der Angst heraus, daß sonst die Kirche nicht mehr „erfolgreich“ sein kann: Was aber heißen könnte, daß uns unser Anliegen ohne pastorale Krise der Kirche gar nicht so wichtig wäre? Sehen wir uns das eine oder andere Beispiel noch näher an.

a) in persona Christi

Das gehört zu unserer herkömmlichen Amtstheologie, daß der Priester (und noch mehr Bischöfe und Papst) „in persona Christi“ handeln. „An Christi Statt“: auf diese Formulierung beruft sich jede Amtstheologie. Der Amtsträger ist die „symbolische Repräsentation“ des Hauptes der Kirche, wie sie sich in den Gemeinden ereignet. Wo immer daher sich die Kirche im Namen Jesu auf den Menschen hin öffentlich und voll engagiert, wie in den Sakramenten, oder wenn sie sich in ihrer vollen Wirklichkeit feierlich darstellt, was in der Eucharistiefeyer geschieht, dann braucht es jene Person, die dann Christus sichtbar macht, in seiner Person handelt, ihm die Stimme leiht, weil es ja Christus ist, der tauft, der vergibt, der verkündigt, der „vorsteht“.

Nun ist das bisher Gesagte alles richtig, und keine katholische Theologie wird diese Aussagen bestreiten können. Die Frage ist nur, in welchem größeren Kontext diese Aussagen stehen. Zugespitzt gefragt: Gilt das Gesagte nur für den Priester, oder nur in eigenwilliger Weise für den Priester? Ich behaupte, daß wir der Tendenz nach alle diese Aussagen treffen, um nicht nur den Priester zu beschreiben, sondern auch von den anderen Christen abzugrenzen. Dieses Abgrenzungsbemühen aber, oder wie die verdorbene amtliche Sprache der deutschen Kirche hier sagt, diese Suche nach dem Profil des kirchlichen Amtes, des Priesters vor allem, hat im Lauf der Geschichte und führt

auch heute immer noch zu Auswirkungen, die wir eigentlich mit aller Anstrengung vermeiden und überwinden müssen. Die Folge ist nämlich, daß diese Aussagen, die positiv natürlich zutreffen, in dem Augenblick fragwürdig werden, in dem sie exklusiv werden. Der Satz, der Priester handelt „in persona Christi“, wird dann unter der Hand zum Satz: „nur der Priester (also nicht die sogenannten ‚Laien‘) handelt in persona Christi.“ Nun ist es ja ein Leichtes zu zeigen, daß dies so einfach nicht stimmt. Auch eine Heidin, die einen Menschen im Notfall tauft, handelt „in persona Christi“. Noch mehr: Jeder Mensch handelt dem anderen gegenüber „in persona Christi“. Wie wäre anders die Erzählung Jesu über das Gericht zu verstehen, in dem die Entscheidung über das ewige Heil oder Unheil davon abhängt, was wir Jesus tun, der in jedem Menschen verborgen da ist, und dem getan wird, was wir den Geringsten unserer Brüder tun? Wegen der tiefen Verbundenheit der ganzen Menschheit in Jesus, die durch das Menschwerden angefangen hat und durch die Auferweckung vollendet wurde, weil da Jesus in das Herz der Welt einging, handelt jeder „in persona Christi“. Jeder Mensch repräsentiert also Jesus Christus: und dies trifft dann auch auf den Christen zu, und nicht nur den Priester. Noch mehr: Jeder der getauft und in die Kirche durch Firmung und Eucharistie der Kirche voll eingegliedert ist, ist von Jesus zu den Schwestern und Brüdern gesandt. Wenn er dies tut, handelt er auch „in persona Christi“.

Wiederum ist damit natürlich nicht das Amt in der Kirche beseitigt. Nur muß eine Amtstheologie vermieden werden, die ausgesprochen oder (was häufiger der Fall ist) unbemerkt behauptet, der Priester handelt an Christi Statt, und nur er, also die anderen nicht. Vielmehr ist davon auszugehen, daß eben alle Christen ausdrücklich berufen sind, an Christi Statt zu handeln. Daher kann dann die Frage lediglich sein, wie sich das Handeln an Christi Statt beim Alltags- und beim Amtschristen unterscheidet.

b) Variationen

Was wir hier an einem ersten Beispiel gezeigt haben, trifft auch auf die anderen schon erwähnten Zentralbegriffe der Kirche zu: Nicht nur der Priester ist berufen, obwohl zumeist und in erster Linie nur eine Berufungstheologie für die Amtsträger entwickelt wurde; eine Analyse der in diesen Tagen gehaltenen Primizpredigten könnte dies gut belegen. Wir haben eine gut bedachte Theorie der evangelischen Räte, aber meinen eben landläufig doch, daß sie für Ordensleute da sind. Immer noch werden daher jene, die sich an sie halten, „vollkommener“ genannt und auch gehalten als die anderen, obwohl wirklich nicht einzusehen ist, wie ein gut versorgter und bequem lebender Ordensjunggeselle heiliger sein soll als eine geschiedene Alleinerziehende, die Tag und Nacht von der Sorge für ihre drei Kinder umgetrieben wird und dabei nicht aufhört, ihr Leben auf Gott zu setzen! Halten wir also als Zwischenergebnis fest: Viele Merkmale, die wir gemeinhin und die vor allem das Volk – über Jahrhunderte durch uns belehrt – einer Gruppe von Christen zuweisen, sind im Grund Merkmale eines jeden Christen. Nicht darin besteht der Unterschied zwischen Amtschristen und Alltagschristen, daß die einen beru-

fen sind und die anderen nicht, daß die einen Kirche sind und die anderen nicht, daß die einen verkündigen, eucharistie und diakonein, die anderen aber nicht. Jeder ist vielmehr berufen, Rechenschaft von der Hoffnung zu geben, die in uns ist, und nicht nur die religiösen Experten. Jeder sollte wissen, was wir als Christen glauben (auch wenn es tröstlich ist, daß auch die noch zu uns gehören, die eben nur glauben, was die Kirche glaubt: denn wieviele wären wir dann heute nur noch). Jeder soll vollkommen sein wie der Vater im Himmel, und nicht nur einige wenige. Und ist dies alles nicht nur in den theologischen Arbeitspapieren beschlossen, sondern tief eingesickert in das Bewußtsein zunehmend vieler Christen, dann ist auch ihr Anliegen bewältigt, daß nämlich nicht nur einige wenige, vielleicht sogar nur anderswo Missionare sind: denn auch zur Mission ist jeder Christ berufen.

2. Grundamtlichkeit der Kirche

Zu einer solchen Überwindung des im Alltagsbewußtsein eingenisteten pastoralen Grundschismas können Überlegungen hilfreich sein, die K. Rahner schon vor meinem Interview mit ihm vorgetragen, aber in diesem Interview noch einmal in sehr verständlicher Weise verdeutlicht hat. Es sind die Überlegungen von der Grundamtlichkeit der Kirche.

Grundamtlichkeit ist ein Wort, das dem inzwischen eingebürgerten Begriff von der Grundsakramentalität sachlich und sprachlich verwandt ist. Vom Grundsakrament reden ja schließlich auch die amtlichen Texte des II. Vatikanischen Konzils: Vor allen einzelnen Sakramenten besitzt die Kirche als ganze diese Grundsakramentalität. Als heilige Gemeinschaft der Glaubenden ist sie (mit Jesus ihrem Haupt) Zeichen und Werkzeug des Heils der Welt, also universelles Heilssakrament. Sie macht also anschaulich und treibt in so als Moment an der freien Geschichte der Menschheit voran, was Gott mit allen Menschen vorhat. Natürlich hat die Theologie diesen Begriff der Grundsakramentalität auch dazu erfunden, um einige alte theologische Probleme zu lösen: Ob Jesus alle Sakramente ausdrücklich eingesetzt hat, oder ob nicht über die Einsetzung der Kirche die Sakramente miteingesetzt sind; wie es zudem erklärt werden kann, daß sich die Zahl der Sakramente der Kirche im Lauf der Geschichte so dramatisch verändert hat: Was ja dann gut zu verstehen ist, wenn ich davon ausgehe, daß die Kirche sich als lebendige Gemeinschaft auch entwickelt und je nach Notwendigkeit unterschiedlich „äußert“ und konkretisiert; so konnte leicht verständlich gemacht werden, daß der ursprünglich eine Eingliederungsakt sich allmählich aufgeteilt hat auf drei Eingliederungssakramente; und daß vielleicht in der DDR heute dieser Eingliederungsvorgang sich in vier Teilsakramente aufzugliedern dabei ist: Indem der Bischof nach der Firmung die heranwachsenden Jugendlichen noch einmal zusammenruft, in einen Glaubensannahmeprozess einbindet und dann liturgisch feierlich als erwachsene Glieder annimmt.

In ähnlicher Weise kann man nun von einer Grundamtlichkeit der Kirche reden. Sie selbst ist als ganze Subjekt ihres Handelns. Sie ist als ganze Gottes „Pastoralinstrument“, ihre Grundamtlichkeit drückt daher aus, daß sie nicht das Ergebnis religiöser Bedürfnisse und Begabungen ist, die eine religiöse Gemeinschaft entstehen ließen, sondern daß sie von Gott selbst geschaffen ist, sein Volk ist, dazu auserwählt, damit in der ganzen Menschheit in Erinnerung bleibt, daß Gottes Traum nicht nur darin besteht, sich in einer großen Liebesgebärde der Menschheit zu übereignen, sondern daß dieser Traum in Jesu Auferstehung schon Wirklichkeit geworden ist: Womit auch unsere Zukunft schon besiegelt ist. Subjekt der Pastoral (die so gesehen immer Mission ist) ist daher nicht der Klerus, sondern die Kirche.

Nun gehört es ja zur Tragik der Pastoralgeschichte, daß diese Berufung der Kirche und ihrer Gemeinden eingegrenzt wurde auf den Klerus. Damit wurde aber faktisch das Volk nicht nur entlastet, sondern auch enteignet. Es verlor seine aktive Rolle im Missionsauftrag der Kirche.

Eben hier sind aber die grundsätzlichen Überlegungen von Rahner hilfreich. Denn er stellt die Frage, wie diese Grundamtlichkeit der Kirche konkret wird, wie sie sich realisiert. Dazu greift er eine alte scholastische Unterscheidung auf, nämlich die Verwendung eines Begriffes „in recto“ und „in obliquo“. Das heißt also für unser Beispiel: er unterscheidet, daß die einen „kirchlich“ und die anderen „als Kirche“ handeln. Dazu erzählt er als Beispiel von einem deutschen Künstler. Wir können dies ja an Luise Rinser gut veranschaulichen. Was sie als Dichterin macht, ist „gesellschaftliches Handeln“; die deutsche Gesellschaft wäre nicht so reich, würde sie dieses gesellschaftliche Handeln nicht erfüllen. Dann aber wird sie von den Grünen vorgeschlagen für das Amt des Bundespräsidenten. Hätte sie es bekommen, dann wäre sie jetzt zusätzlich in der Lage, „als deutsche Gesellschaft“ zu reden und zu handeln. Aus einer Alltagsdeutschen wäre dann eine Amtsdeutsche geworden: denn man hätte sie dazu bestellt, auf eine gewisse Dauer öffentlich in den wichtigen Belangen der Gesellschaft verbindlich zu handeln. Dabei kann man auch da schon sehen: Die deutsche Gesellschaft hat vermutlich durch die literarische Arbeit von Luise Rinser mehr gewonnen als sie durch das Amt hätte gesellschaftlich schaffen können. Bei einem Schachklub ist es ja auch nicht anders, so sagt K. Rahner schon in Hinblick auf die Ämter in der Kirche. Die besten Schachspieler sitzen auch nicht im Vorstand, auch wenn es nicht schlecht ist, wenn die im Vorstand vom Schachspielen etwas verstehen.

Entscheidend ist an diesen einfachen Überlegungen, daß jeder Christ an der (missionarischen) Grundamtlichkeit der Kirche partizipiert. Die einen handeln „kirchlich“, die anderen „als Kirche“. Beide sind berufen, Kirche zu gründen und zu leben, ihre Aufgabe ist dabei verschieden.

Es ist hier nicht der Ort, zu verfolgen, was ein solcher Ansatz für die gegenwärtige Amtsdiskussion bedeutet. Hier soll vielmehr weiter gefragt werden, wie diese – im Laufe der Geschichte offensichtlich verloren gegangene – Be-

rufung aller Alltagschristen zu „kirchlichem“ (und damit missionarischem) Handeln wiedergewonnen werden kann.

3. Förderung der Kirche des Volkes über die Kirche für das Volk

Wenn ich richtig sehe, ist dieses Thema in der kirchlichen Diskussion sehr wohl präsent. Wie aus einer versorgten Gemeinde jene wird, die auf die unabgebare Verantwortung des einzelnen Christen setzen kann: das hat die Synode schon angeregt und zur Durchführung beschlossen. Wir haben in den letzten Jahren in dieser Hinsicht auch viel unternommen. Und doch haben wir das Gefühl, daß es nur sehr träge vorangeht, ja vielleicht sogar eher wieder rückläufig ist, was mit Euphorie angegangen worden war.

Wie ich meine, hat dies nicht zuletzt mit der Strategie zu tun, mit der wir in den letzten Jahren versucht haben, das „Volk“ und seine Partizipation am Leben und Wirken der Kirche zu entwickeln. Wir haben dabei nämlich auf die Arbeit der Pastoralenexperten gesetzt. Für sie hatten wir ja genug Geld zur Verfügung. So haben wir das Heer der Hauptamtlichen in aufregendem Maß vermehrt, haben den Priestern Diakone, Pastoralassistenten, Gemeindeassistenten, Pfarrsekretäre, Jugendpfleger, pädagogische Mitarbeiter usw. hinzugefügt. Wir haben diesen Hauptamtlichen natürlich gesagt: Euer Geschäft ist es, Gemeinden zu gründen, zu fördern, das Volk wachzurütteln.

Dies ist gewiß in einzelnen Fällen geschehen. Doch möchte ich hier einmal die Vermutung formulieren und zu bedenken geben, ob nicht die rasante Vermehrung der Hauptamtlichen in unserer Kirche trotz aller Anstrengungen dieser Leute nicht eben genau das nur noch gefördert hat, was wir überwinden wollten, nämlich die Kluft zwischen der „Kirche des Volkes“ und der „Kirche für das Volk“, zwischen den Alltagschristen und den Amtschristen? Ist nicht lediglich bei einigen Alltagschristen ein Stellungswechsel passiert vom Volk zu den Experten: wodurch das Volk eher ärmer und passiver wurde denn aktiver? Konnten nicht einerseits die Leute noch leichter sagen: Wir zahlen doch für dich, und du hast es noch dazu studiert: Also mach doch die Arbeit auch für uns! Und haben nicht zum Beispiel Diakone gesagt: Weil wir ohnedies zu wenig angesehen sind, müssen wir unsere Nützlichkeit dadurch zeigen, daß wir möglichst viel eben auch machen. Und wenn wir keine Laien finden, dann macht den Rest eben „meine Frau“, so unlängst wörtlich ein Diakon. Hat sich also nicht faktisch unser ökonomischer Reichtum und damit die Möglichkeit, so viele hauptamtliche Pastoralenexperten anzustellen, gegen unsere erklärten Absichten gewendet? Müßten also nicht – provozierend formuliert – viele der Hauptamtlichen wieder ins Volk zurückkehren, damit wirklich die Kirche des Volkes aufkommen kann? Ich fürchte, daß dies erst geschieht, wenn uns die finanziellen Möglichkeiten nicht mehr gegeben sind. Sollte es also tendentiell wirklich eine unversöhnliche Alternative geben zwischen einer reichen Kirche und einer Kirche des Volkes? Fördert kirchlicher Reichtum eben nicht doch die Klerus- und Expertenkirche?

Daß solche Zusammenhänge nicht aus der Luft gegriffen sind, kann am Beispiel des um sich greifenden Priestermangels studiert werden. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß es theologisch ein Nonsens ist, wenn eine Christengemeinde wirklich „gegründet“ ist und es in ihr nicht Eucharistie und Priester gibt. Noch mehr, es sollte für morgen die Frage gestellt werden, ob es nicht pastorale Notsituationen gibt (die andauern oder auch kurzfristig sein können), in denen es amtliches Handeln ohne Amtsträger gibt: Was ja bei der Taufe eines Menschen durch eine Heidin durchaus der Fall ist: Vielleicht könnte es auch in pastoralen Notsituationen legitim sein, das amtliche Handeln zustande kommt, ohne daß ein Amtsträger da ist oder ein Christ, der in dieser Notsituation amtlich handelt, Amtsträger wird. Dies könnte für einen Pastoralassistenten bedeutsam sein, der einen Sterbenden in einem Krankenhaus begleitet (und dies ja schon amtlich macht) und nun nicht mehr in der Lage ist, zur Beichte oder Krankensalbung einen Priester zu rufen. Ich kenne solche hauptamtliche Seelsorger, die in dieser Situation sehr wohl „sakramentale Handlungen“ setzen. Was wir also künftig mehr denn je brauchen, ist eine Theorie amtlichen Handelns ohne Amtsträger in urgenten Notsituationen.

Unbeschadet solcher Überlegungen über die Notwendigkeit des Priesters in einer entwickelten Christengemeinde muß doch auch vermerkt bleiben, daß viele Priester, die in der herkömmlichen Weise erzogen wurden und ihr Amt ausüben, einer Förderung der Kirche des Volkes, einer Entwicklung der Partizipation der Christen an der grundamtlichen Aufgabe der Kirchen nicht gerade dienlich waren. Erst nach dem Abgang solcher Priester, und zusätzlich angetrieben durch den nunmehr fühlbaren pastoralen Leidensdruck, fangen Christengemeinden an, jene Entwicklung durchzumachen, die wir ihnen in den guten Zeiten gewünscht hätten. Aber ist es nicht in allen Bereichen des Lebens so, daß wir erst in bedrohlichen Krisen umzulernen bereit sind? Sowohl die Betreuten wie die Betreuer? Gehört es also nicht geradezu zur heiligen List Gottes, den Klerikalismus in der Kirche zu brechen, indem er die klerikale Priestergeneration aussterben läßt? Und zwingt er nicht auch so seine Christengemeinden zu einer tiefgreifenden Erneuerung? Freilich, man kann sich andere Strategien ausdenken: aber waren sie auch wirksam?

4. Förderung der Kirche des Volkes

Solche Überlegungen machen deutlich, daß es in Zukunft um eine direkte Förderung des Volkes gehen muß. Dazu haben wir ja auch in den letzten Jahren einiges getan. Wir haben es zum Beispiel über die Errichtung von Gremien versucht. Und damit die in die Gremien hineingewählten Leute handlungsfähig sind, haben wir ihnen Schulungen angeboten oder verordnet.

Nur meine ich, daß dieser Weg nicht allein ausreicht. Gewiß ist es gut, die Partizipationsmöglichkeiten rechtlich zu sichern. Doch ist von der Möglichkeit zur Wirklichkeit zumeist ein langer Weg. Einige sind ihn auch gegangen. An-

dere sind aber müde geworden, haben wieder aufgehört. Manche Pfarrer tendieren dazu, es doch wieder selbst zu machen, weil's einfacher und schneller geht. Vermutlich spielt es eine Rolle, daß zu viel „nur gearbeitet“ wurde, ohne daß diese Arbeit in einer entsprechenden Spiritualität verwurzelt wurde.

Der zweite Weg zur Förderung der Kirche des Volkes war in der Gemeindekatechese gegangen worden. Auch da ist in der deutschen Kirche ungemein viel geschehen. In manchen Gemeinden läuft die Firmvorbereitung längst ohne den Pfarrer; ähnliches gilt für die übrigen Sakramente. Doch fällt dem unvoreingenommenen Beobachter auf, daß die Gemeindekatechese in erster Linie Sakramentenkatechese blieb, und daß es nicht selten Religionsunterricht auf dem Boden der Pfarrei ist, für den dann einige Gemeindemitglieder so recht und schlecht vorbereitet, geschult werden.

Diese zwei Momente spielten also bislang bei der Förderung des Volkes eine Rolle: Gremialisierung und Schulung. Eine Gemeindeferentin beschrieb mir unlängst, wie sie sich bei dieser Arbeit vorkomme: nämlich wie ein Zirkusclown, der stets zehn Teller gleichzeitig in der Luft hat. Dauernd muß er sie in Bewegung halten. Von selbst bewegt sich nichts. Auch nicht die Mitarbeiter in den Gremien oder in der Katechese. Ist dann aber, so ist zu fragen, wirklich das Volk wach geworden? Weiß es um seine unübertragbare Verantwortung? Was offenbar fehlt, ist eine Art Basisveränderung. Wir leisten zu viel „Außenmotivation“ und zu wenig „Innenmotivation“. Die Leute sind nur selten so weit, daß sie sagen: Pfarrer, ich habe begriffen, daß Gott mit mir eine Geschichte hat, daß er mit uns seine Geschichte betreibt. Also kann ich gar nicht anders, als nach meinem Platz in dieser Geschichte zu fragen. Und ob Du mich brauchst oder nicht, ob Du meine Mitarbeit in der Gemeinde willst oder nicht: Ich kann gar nicht anders, als etwas zu tun, weil ich davon von Gott gedrängt und verlockt werde. Der Weg zu einer solchen Selbstrede aber heißt „Basis-Evangelisierung“.

a) Grundkurs gemeindlichen Glaubens

Ich habe nun mit meinen Freunden in Passau, voran mit dem früheren Subregens und nunmehrigen Pfarrer und Gemeindeberater Josef Fischer, angefangen, an einem solchen Projekt der Basis-Evangelisierung zu arbeiten. Wir nennen dieses Projekt „Grundkurs gemeindlichen Glaubens“. Ich möchte Ihnen mit Hilfe eines Arbeitsblattes von J. Fischer wichtige Momente dieses Grundkurses anschauen lassen. Dabei bin ich mir dessen sicher, daß es ähnliche Momente längst auch in anderen spirituellen Aufbruchbewegungen und pastoralen Entwürfen gibt. Woran uns in Passau freilich liegt, ist ein Glaubensweg, der in jeder durchschnittlichen Gemeinde mit und ohne Pfarrer von Christen gemeinsam gegangen werden kann.

„Josef Fischer: Grundkurs gemeindlichen Glaubens: Vorgang

1. Der eigenen Glaubensgeschichte inne zu werden, sich ihrer zu erinnern, sie erneut zu ver-inner-lichen, indem ihr Aus-druck gegeben und von ihr geredet wird, das ist der erste Schritt eines Grundkurses gemeindlichen Glaubens: Dem Glauben wird auf den geschichtlichen Grund nachgegangen, und zwar den lebensgeschichtlichen. Christen teilen – nicht ein Stück, sondern – die Grundlage ihres Lebens miteinander: ihren Glauben, der ihnen allen gemeinsam ist, der aber bei jedem und jeder von ihnen eine andere Ausprägung hat – aufgrund einer anders verlaufenen frühen Lebensgeschichte.

Das Mit(-einander)-Teilen der eigenen Glaubensgeschichte oder einzelner Fragmente derselben führt zu tieferem Verstehen der konkreten Lebenssituation, der individuellen Glaubensgestalt der Einzelnen.

2. Die persönliche Glaubensgeschichte wird dann „eingeordnet“ in die große Geschichte, in der unsere Lebensweise ihren Ursprung hat: in das Evangelium. Die Leute suchen selbst nach einem biblischen Ausdruck für ihre geschichtlichen Fragmente, sie lassen das Licht eines Verses, Wortes, Gleichnisses auf ihre Geschichte(n) fallen. Diese Erinnerung ist schon Korrektur, zumindest Hintergrund, der die eigene Glaubensgeschichte „richtet“, und zwar im Sinn der biblischen Krisis, die Voraussetzung jeder wahren Lebensvermehrung ist.

3. Die eigene Glaubensgeschichte, orientiert an der großen gemeinsamen Ursprungsgeschichte, wird dann eingebracht in die Kirchengeschichte, die zuerst Pfarr-, d. h. Ortskirchengeschichte ist. Diese Geschichte kann grundsätzlich nur von den Vielen beigebracht werden, wobei jahrhundertlang Ansässige mit vor wenigen Jahren erst Zugezogenen am selben Tisch sitzen, an der Aufarbeitung derselben Geschichte arbeiten.

4. Auf dem Hintergrund der gehobenen eigenen Glaubensgeschichte (die gehoben ist wie ein Schatz) stellt sich (erst jetzt und nicht früher) die Frage nach den Möglichkeiten, wie unter den Bedingungen der achtziger Jahre das persönliche und gemeindliche Leben eine christliche Gestalt erhalten, wie also heute Glaube weitergegeben werden kann.

5. Zuletzt wird nachgedacht über die Art und Weise, wie in diesem Grundkurs miteinander umgegangen worden ist, wie es zu Hebung, Erzählung und kritischen Sichtung der Glaubensgeschichte gekommen ist. Vielleicht kann dieses Umgehen grundsätzliche Bedeutung erlangen für andere Felder und Vorgänge des gemeindlichen Glaubens.“

b) Grundmissionierung bei Neuheiden

Natürlich ist mit alle diesen Überlegungen die wohl schwierigste Zukunftsaufgabe der Kirche noch nicht genannt. Ich meine die Erstverkündigung des Evangeliums an die wachsende Zahl von Neuheiden. Diese wird sicherlich nicht ohne die Entwicklung offener und einladender Gemeinden geschehen können. Doch ist auch zu sagen, daß wir für diese Aufgabe einer Erstverkün-

digung hierzulande noch kaum Erfahrungen haben. Ich rate Ihnen daher, dieses Thema in der nächsten Zeit ihrer Aufmerksamkeit zuzuführen. Dazu braucht es saubere Analysen über das Leben und den „Glauben“ der Ungläubigen, es braucht möglicherweise neue Formen der Erstkatechese (für die sich unsere herkömmlichen Katechismen, schon gar nicht die neueren, nur schwer eignen). Aber auch eine solche Erstverkündigung an Ungläubige unter uns kann getrost davon ausgehen, daß man uns nur dann hört, wenn Gott selbst sich schon zuvor im Leben dieser Menschen vernehmlich gemacht hat: Und er es also ist, der die Zahl jener bestimmt, die er seiner Kirche hinzuführt, daß sein Traum von den Menschen nicht in Vergessenheit gerät.